Zeitschrift: Frauenbestrebungen

Herausgeber: Union für Frauenbestrebungen (Zürich)

Band: - (1911)

Heft: 10

Rubrik: Echo der Zeitschriften

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die Fremde folgt, denn unendlich oft hat die Verschiedenheit der Nationalitäten Liebesbeziehungen vollständig untergraben. Ein Mann hat auch in der Fremde durch seine Arbeit, die ihn so wie so beständig mit der Aussenwelt im Kontakt erhält; leichter die Möglichkeit, sich mit den Gesetzen, den Geschicken und Hauptströmungen eines Landes zu verwachsen als die Frau. Es dringen bis zu ihr nur noch die Ausläufer der Lebensfluten, die das fremde Land bewegen, das Kleine, Alltägliche, und sie stösst sich darin an dem Fremden, meist ohne es zu verstehen, gerade die täglichen Lebenserscheinungen, die sie in der Heimat instinktiv zu beherrschen vermochte, werden ihr hier zum Fremd-Feindseligen, gegen das sie oft, weil es töricht ist, sich jahrtausendealten, durch Erfahrungstatsachen fest gegründeten praktischen Lebensformen nicht zu fügen, vergeblich kämpft.

In der Heimat besitzt auch die ganz unpolitische Frau einen inneren Zusammenhang mit den äusseren Geschehnissen ihres Landes; sie kennt zum mindesten dessen Geschichte ein wenig, sie weiss vom Elternhaus, durch Väter, Brüder, Verwandte, was die Grundfaktoren der gegenwärtigen Konstellationen sind, auch wenn sie die verdrehtesten Ansichten um sich hört, so sind es doch Ansichten, die auf dem Boden der Heimat gewachsen sind. Es braucht nicht einmal ein Wissen um diese Dinge zu sein. Es genügt, dass sie uns umgaben, wie die Luft, die wir atmen, jedenfalls hat die Frau dadurch irgendeinen Standpunkt, von dem aus ihr ein Verstehen ihrer Umgebung möglich ist.

Je mehr sich die Frauen zu bewussten Persönlichkeiten entwickeln, desto wichtiger ist die Stellung, die sie zu dem Lande einnehmen, in dem sie für sich und ihr Geschlecht die Heimat suchen. Es sind immer starke Menschen gewesen, die fest in einem Boden wurzelten; und so sympathisch auch die moderne Tendenz nach Internationalität ist, es wird doch keine Zukunft die Menschen so weit bringen, dass nicht mehr das Land, in dem sie zu Menschen heranwuchsen, mit zu den grundlegenden Faktoren ihrer Eigenart gehören sollte. Warum sollte das bei der Frau anders sein als beim Mann?

In der Liebe sagt die Frau: Dein Land ist mein Land. Es ist gut, dass es so ist, und dass die Liebe die für die Allgemeinheit so wichtige Vermischung von Typen und Rassen herbeiführt; der Konflikt des Individuums kommt ja für das grosse Ganze natürlich nicht in Betracht. Aber es lässt sich doch nicht wegdisputieren, dass er vorhanden und gerade für ernste Naturen nicht leicht zu ertragen ist. Wir wollen einmal Kleinigkeiten nur streifen, sagen wir, dass unsere Weihnachtssitten und Weihnachtsspeisen im neuen Lande unbekannt sind und unsern Kindern nichts bedeuten, dass Dinge, an die wir gewöhnt sind, schwer und teuer zu beschaffen sind, und andere, die wir kaum zu behandeln verstehen, sich uns aufdrängen; darüber hilft ja bald der gute Wille hinweg. Aber wie wird es mit den Kindern? Nehmen wir an, man tauscht eine Republik gegen eine Monarchie oder umgekehrt. Die Schule weckt in ihrer Art die Vaterlandsliebe und das Kind kommt vielleicht mit begeistertem Herzchen nach Haus. Und Mutter darf ihm ihre kühlere, kritische Meinung nicht verraten, wenn sie ihm das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Heimat nicht rauben will, sie darf es dem Boden nicht entfremden, auf dem es nun einmal wachsen muss. Der Himmel bewahre sie vor dem Worte: Das ist alles gut und schön, aber in meiner Heimat war es doch besser. Abgesehen davon, dass das Kind einst ihrer Heimat ebenso kritisch gegenüberstehen wird, wie sie es der seinigen gegenüber ist, ist sie doch auch nicht sicher, ob sie nicht durch die Sehnsucht zur Schönfärberin geworden ist und dem Kinde eine Unwahrheit gibt. Und soll gar ein Sohn einst ein guter Bürger werden, der in seinem Lande mit den Besten an der Arbeit des Fortschritts mithilft, so darf die Liebe zur Heimat durch keinen Zweifel unterminiert werden, bis dann eigenes Urteil die Wage hält. So viel von dem Guten, das ein Land vor einem andern voraus hat, sickert ja doch in dem Wesen der Mutter immer durch, dass ein Kind die Heimat um der Mutter willen lieb gewinnt und sie mit dem Herzen und nicht nur mit dem Verstande kritisiert, wenn es einmal hinkommt. Und eine Mutter muss sich freuen, wenn ihr Kind sagt: „Muttchen, du sollst nicht schlimmes von meiner Heimat sprechen, sie ist doch so schön“.

Wie ein Märchen wird es den Kindern der Ebene klingen, wenn die Mutter von stolzen, hohen Bergen und rauschenden Wassern erzählt oder den Kindern der Berge, wenn sie von dem Zauber der weiten, weiten Ebene in ihrer keuschen Schönheit erzählt, und das wird ihr wohl immer weh tun, wenn ihre Kinder in dem Innigsten, was sie mit der Aussenwelt verbindet, der Liebe zur Natur, nicht mitgehen können, aber sie wird um der Kinder willen versuchen, der Fremde alle Schönheiten abzulauschen, die ihr verständlich sind, damit das Kind, wenn es später einmal den Begriff Heimat in seiner ganzen Grösse erfasst, ihn doch mit dem Bild der Mutter in eins zusammenfliessen sieht. Und die Mutter findet sich ja auch hinein, die Fremde ist die Heimat des Mannes, dem man in Liebe gefolgt ist, die Heimat der Kinder, die unser Leben fortsetzen sollen, und über die Trauer, die im tiefsten Grunde ihres Herzens lebt, spricht sie nicht. Die Trauer aber stammt daher, dass sie heimatlos geworden ist, weil sie eine doppelte Heimat hat; das Land der Väter ist ihr entglitten, weil sie dort nicht ihren Lebensinhalt und ihre Lebensarbeit gefunden hat, und die Stätte, an die ihre intensivsten Lebensbande, Mann und Kind, fesseln, wird nie ihre wirkliche Heimat.

Vielleicht schwächt sich dieses Empfinden ab, wenn wir Frauen einmal wirklich Sitz und Stimme im Rat haben, da wir dann nicht mehr wehr- und hilflos dem Leben der Fremde preisgegeben sind, sondern mitgestalten können in dem Sinn, den wir vertreten möchten. Für viele, viele Frauen ist Mann und Kind und Haus die Heimat, und sie werden sich nicht bewusst, dass doch noch eine Sehnsucht in ihnen schlummert. Heute aber leiden sie noch, die Verpflanzten.

Echo der Zeitschriften.

Die Blumentage bewegen immer noch lebhaft die Gemüter und die Frauenzeitungen diskutieren darüber; sie sprechen sich dagegen aus, weil sie eine höhere ethische Auffassung der Dinge von unserer Zeit fordern. — In der **„Frau“** vom September bringt uns Helene Lange einen beachtenswerten Artikel: „Wohlfahrtsorthodoxie“, eine Entgegnung an das Organ des christlichen „Kapellenvereins“, welcher sich für die Hilfstage aussprach, indem er „sich über die — hochmoralischen — Bedenken gegen den Blumentag aufgehalten, und durch diese Geringschätzung des sozialen Ernstes solcher Bedenken sich in seltsamen Widerspruch zu dem sonstigen — hoch moralischen — Standard seiner Grundsätze gesetzt hat.“ — Helene Lange wendet sich scharf gegen die Inkonsequenz gewisser kirchlicher Kreise; „es ist merkwürdig“ — sagt sie — „dass aus Kreisen, die in ihrer gesamten Lebensansicht sonst eigentlich für die strenge und unbedingte Maxime eintreten, in dieser Frage nicht nur eine auffallende Duldsamkeit, sondern auch sogar eine überlegene Verwunderung über die geäussert wurde, die sich zu solcher Duldsamkeit nicht verstehen konnten. Aber es ist nicht das, was einen Gegner der Blumentage in der Literatur zu ihrer Verteidigung besonders frappiert hat, dass dabei die feine und ausdrückliche Anweisung des Neuen Testamentes: Habt acht auf eure Almosen, dass ihr sie nicht gebet vor den Leuten — in den sonst so orthodoxen Kreisen so wenig orthodox genommen wurde. Merkwürdig ist vielmehr, wie durch das Wort der — Wohlfahrtsorthodoxie die Sachlage auf den Kopf gestellt wird, insofern nämlich gerade die, die an den alten Formen der Wohltätigkeit festhalten und meinen, ohne sie ein für allemal nicht auskommen zu können, das heisst die eigentlich Orthodoxen, diesen Vorwurf gegen alle andern aussprechen, die an die Möglichkeit neuer Wege glauben, und die Energie, danach zu suchen, bei solchen grossen Gelegenheiten, wie ein Blumentag, anregen möchten.“ — „Allerlei sei zwar für die soziale Erziehung geschehen“ — sagt Helene Lange weiter —, „bei dieser Veranstaltung, die einem grossen, systematischen Feldzug gleich, die allerverschiedensten Mittel

gleichzeitig anwendet. Fraglos ist dadurch in Kreisen, die zu indolent sind, um überhaupt etwas anderes als das — Lokale — aus der Zeitung zu lesen, und die niemals freiwillig einen unsensationellen Bericht über eine soziale Angelegenheit in die Hand nehmen würden, ein Eindruck von dem gegeben, um was es sich handelt." — „Die Gegner der Blumentage behaupten gar nicht, dass jede einzelne Veranstaltung für alle gegen das System erhobenen Bedenken volle Beweise erbringen, und insbesondere zu einem vanity-fair der Helferinnen ausarten müsse. Sie sagen nur, dass diese Gefahr so nahe liegt, dass bei der Verbreitung, die das neue Mittel finden wird, keine gute Gesinnung einzelner dagegen aufkommen kann." — Sie verlangt, wie alle übrigen Gegner der Blumentage „bessere und einwandfreiere Formen" für diese soziale Hilfsarbeit! Zur Lösung dieses Problems verweist sie unter anderm auf die Broschüre von Helene Bonfort: „Moderne Wohltätigkeit" (Verlag v. Vogel in Hamburg), sie hält es auch für denkbar, dass man ein Fest der sozialen Hilfe einführt — einen Tag, welcher der Hilfe grosser sozialer Institutionen zu widmen wäre; z. B. patriotische Feiertage, oder auch einen kirchlichen Buss- und Bettag, welchen dann durch solche Bestimmungen ein besonderer, und auch den Massen verständlicher, neuer Gehalt gegeben werden könnte. Sie weist darauf hin, dass die Völker aller Zeiten bestimmte Tage freiwilliger gemeinsamer Spende oder freiwilligem Verzicht auf irgend welche Privilegien geweiht haben, und meint, dass es auch heute noch möglich sein müsste, eine solche Sitte neu zu beginnen. „Es dürfte sich dabei eben nicht darum handeln, die herrschende Indolenz gegen die Sache durch Mittel, die nichts mit der Sache zu tun haben, aufzupeitschen, sondern es müsste die Probe gemacht werden, ob es nicht möglich wäre, dass die Menschen der aufrichtigen sozialen Gesinnungen die andern mitreissen und durch eine bleibende Sitte erreichen „was durch die — Bettelpatent — Methoden der momentanen sensationellen Erregungen niemals erreicht wird. Dadurch würde eben an die Stelle der Bettelei, an der die alte Wohlfahrtsorthodoxie festhält, eine spontane Leistung treten."

Im **Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine** vom 1. September berichtet Anna Plothow über die neue Frauenhochschule in Leipzig, welche Anfang Oktober dieses Jahres ins Leben treten wird und deren Begründerin, die Vorkämpferin der Frauenbewegung, die greise Henriette Goldschmidt ist. „Wozu diese neue Hochschule nützen solle, fragte man wohl, da doch jetzt die Universitäten den Frauen offen ständen? Hätte man Henriette Goldschmidt selber gefragt, so würde sie geantwortet haben: Wohl sind die Universitäten nun den Frauen geöffnet, aber es findet sich da kein Lehrstuhl, auf dem doziert wird, was den Frauen am meisten nottut. Wir haben so viele Berufsschulen, aber der Ausbildung der weiblichen Eigenart und der wissenschaftlichen Vorbereitung für den höchsten, den Mutterberuf, dient bisher keine. Henriette Goldschmidt antwortet auf die Frage: was ist die Eigenart, die Besonderheit der Frau? — Die Frau ist zur Pflegerin und Erzieherin des Menschenwesens bestimmt und die Aufgabe der neuen Hochschule soll sein, sie zur Erkenntnis dieses Erzieherberufes in Familie, Gemeinde und Staat zu führen, den Naturberuf der Frau zum Kulturberuf zu erheben. — Schon in dem, im Jahr 1874 vom Verein für Familien- und Volkserziehung in Leipzig gegründeten Lyzeum erstrebte Henriette Goldschmidt den Leitgedanken: — der Erziehungsberuf ist der Kulturberuf der Frau — in die Praxis umzusetzen. Wenn man die weiten Räume des Hauses in der Weststrasse in Leipzig durchwanderte, sah man mit Freude und Bewunderung, wie hier die ganze Erziehungskunst in ein einheitliches System gebracht war, welches das Kind in Krippe und Volkskindergarten umfasste und auch verknüpft war mit der Kindergärtnerinnenbildungsanstalt, dem Kindergartenlehrerinnenseminar und dem Lyzeum, das mit seinen wissenschaftlichen und sozialen Kursen den Typus einer richtigen Frauenschule darstellte, schon Jahrzehnte bevor diese von der Schulreform ins Leben gerufen wurde. Die Hochschule für Frauen, die jetzt die Erziehungskunst als Wissenschaft lehren will, ist nun die letzte Krönung des Werkes. Was die neue Frauenhochschule anstrebt, ist aber nicht nur eine vertiefte Auffassung der Mutterschaft, sondern eine Erhöhung der Mütterlichkeit überhaupt, wie sie sich in der Wirksamkeit der Frau in der Kommune und im Staat ausspricht. Diejenigen Staaten, welche bisher das Frauenstimmrecht eingeführt haben, zeigen, dass das Ergebnis der parlamentarischen Mitarbeit der Frauen in erster Linie Gesetze waren zum Schutze der Frauen und Kinder, Verordnungen gegen den Alkoholmissbrauch, Verbesserung der Schulen und Krankenanstalten, mit einem Wort Gesetze, in denen die mütterliche Fürsorge für das Volkswohl zum Ausdruck kam. Für die Bildung der Frau als Kulturträgerin ist das Unterrichtsprogramm der neuen Hochschule zugeschnitten. Es will allen nach Bildung strebenden Frauen verständnisvolle Teilnahme am Geistesleben unserer Zeit und unseres Volkes ermöglichen. Es will ihnen für die Ausübung des mütterlichen Erziehungsberufes eine auf gründlicher Einsicht beruhende Vorbereitung geben. — Ein Leipziger Bürger hat für diesen idealen Zweck zwei Grundstücke in der Königstrasse und ein grosses Kapital gestiftet. Auch des besondern Wohlwollens der Universität Leipzig hat sich die neue Frauenhochschule zu erfreuen; sie stellt ihr nicht allein eine grosse Anzahl Dozenten, sondern ihr derzeitiger Rektor ist auch in das Kuratorium eingetreten, dem ausserdem noch eine grosse Zahl bekannter Persönlichkeiten, Vertreter und Vertreterinnen der Wissenschaft und Kunst, des Erziehungswesens, sozialer Bestrebungen usw. angehören. So wird das neue Werk von dem warmen Interesse hervorragender Männer und Frauen getragen. Möchte es einen Schritt vorwärts bedeuten zur Erhöhung unserer Kultur durch die lebendige Mitwirkung der Frau an der Gestaltung des nationalen Lebens in Familie, Gemeinde und Staat.

In der **„Frauenbewegung"** vom 1. September widmet Frau Minna Cauer warme Worte der Verehrung und Anerkennung dem Andenken der greisen Clara Neisser, der langjährigen Vorsitzenden des Vereins „Frauenwohl", welche im 88. Lebensjahr in Breslau gestorben ist. — „Sie nahm bis in die letzte Zeit an allem regen Anteil, was mit der Frauenbewegung im Zusammenhang stand. Sie war aus der ältesten Generation, aber sie war eine der wenigen aus der alten Frauenbewegung, die immer bereit war, den neuen Ideen zu folgen und ihnen, sobald sie sich von dem Fortschritt darin überzeugt hatte, gern und freudig zuzustimmen". Unter der Leitung von Clara Neisser regte der Verein „Frauenwohl" die Gründung des kaufmännischen Vereins an, und ihr verdankt auch Breslau den ersten Mädchenhort. Durch Diskussions- und Vortragsabende suchte sie die Frauen auf ihre sozialen Pflichten aufmerksam zu machen. — „Nach meinem letzten Vortrag in Breslau 1909" — sagt Frau Cauer — „stieg die Greisin auf das Podium zu mir und drückte mir ihre Freude in rührendster Weise aus, dass nun das Frauenstimmrecht für die Frauen gefordert würde, und erklärte ihre Zustimmung zu meinen Darlegungen, die durchaus radikaler Art gewesen waren — und manches gute und liebe Wort in ihren Briefen sagte mir auch, dass sie auf unserem Boden stände. Alle, die diese gerechtdenkende Frau gekannt haben, werden ihr ein treues Andenken bewahren; sie war rastlos tätig, immer bereit zu helfen und trat fest für ihre Überzeugungen ein." E. O.

Bücherschau.

Amalie Dietrich. Ein Leben, erzählt v. Charitas Bischof (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung Berlin).

Wenn ein Sensationsroman erscheint, so stürzt sich das liebe Publikum auf diesen Leckerbissen, um seine blasierten Sinne aufzupeitschen, erscheint aber ein gutes, wertvolles Buch, so vergehen Jahre und nur langsam wächst der Leserkreis, der solch ein Werk zu schätzen versteht. „Amalie Dietrich" gehört ganz besonders zu diesen Büchern, die es nicht nötig haben sollten, dass sie mit grossartigen Phrasen und einem mit Superlativen gehäuften Wortschwall dem Publikum empfohlen werden müssen. Das Buch macht uns innerlich reich, wir leiden und leben mit dieser grossen Frau, sie lehrt uns stark und kampfesfreudig werden. Zum Teil aus dem Briefwechsel mit ihrer Tochter Charitas Bischof, zum Teil aus deren biographischer Erzählung lernen wir das Leben von Amalie Dietrich kennen; sie hat aus eigner Kraft mit seltener Energie, gepaart mit Seelengrösse, sich aus schlichtem Handwerkermilieu mitten in die Gelehrtenwelt hineingearbeitet und sich als Naturforschende einen wissenschaftlichen Namen, eine hochgeachtete Stellung erworben. Erschütternd und tragisch vollendet sie ihre Lebensmission, Arbeit und Pflichterfüllung ist ihre Losung. Je einfacher und ungekünstelter der Rahmen ist, aus dem uns ihre Persönlichkeit entgegen tritt umso plastischer und ergreifender wirkt die Lebensgeschichte dieser wahrhaft bedeutenden Frau auf das Gemüt. Als Heldin tritt sie uns in ihrem Briefwechsel mit ihrer Tochter entgegen. Sie erzieht ihre Tochter zum Lebenskampf und zur Willensstärke, aber ihre Worte wirken zurück auf den Leser, nicht zum wenigsten, weil die Schreiberin nicht nur predigt, sondern an sich selbst die höchsten Anforderungen stellt und ihr Leben und Leiden mit seltener Kraft und Grösse trägt. Es ist unglaublich, welchen Strapazen diese Frau sich ausgesetzt hat, da möchte doch mancher Anti-Frauenrechtler irre werden an der physischen Leistungsunfähigkeit der Frau. Amalie Dietrich hatte eine zarte Seele und einen starken Körper, sie hatte ihrem Gatten alle körperlichen Anstrengungen abgenommen, weil er der verwöhnte Herrenmensch war, und sie die robuste Handwerkerstochter. Sie hat auf ihren gemeinsamen Fussreisen, die sie zu botanischen Zwecken durch ganz Deutschland unternommen, den schweren Karren gezogen, bis ihre armen Schultern wund wurden, sie hat auf Stroh am Boden genächtigt und ihrem Gatten das weiche Bett gelassen. Er aber hat sie verraten und ihre Hingebung schlecht gelohnt. Und wieder ist sie die Grössere, sie vergibt und verzeiht, denn ach sie liebt ihn, und da, wo wir lieben, werden wir nie „rechten" lernen! Um ihren Forschertrieb zu befriedigen und sich und ihrer Tochter eine sichere Zukunft zu schaffen, lebt sie jahrelang in Urwald und Wildnis, über Krankheit und Elend siegt ihr starker Wille. Hier zum Schluss noch eine Stelle aus einem ihrer Briefe an ihre Tochter. Da heisst es Seite 341: „aber das sage ich Dir doch, ohne Kampf kein